



Natascha N. Hoefler

IM WESTEN-
gegen den Strom



SPURBUCHVERLAG

The background of the book cover is a textured illustration of a landscape. In the foreground, a large, two-story house with a grey roof and white window shutters sits on a green lawn. To its right is a smaller, white house with a balcony. Behind the houses is a steep, green hillside. The sky is filled with large, white, billowing clouds against a blue background.

Natascha N. Hoefler

IM WESTEN-
gegen den Strom

The logo for Spurbuchverlag, featuring a stylized 'X' shape composed of three lines, with an arrow pointing to the right.

SPURBUCHVERLAG



NATASCHA N. HOEFER

Im Westen - gegen den Strom



NATASCHA N. HOEFER

Im Westen - gegen den Strom



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Autorin und Verlag spenden gemeinsam je verkauftem
Buch 1,00 Euro für das Deutsche Pfadfindermuseum in
Baunach.

1. Auflage, April 2021
© Spurbuchverlag, 96148 Baunach info@spurbuch.de,
www.spurbuch.de

Ausführung: pth-mediaberatung GmbH, Würzburg

ISBN 978-3-88778-614-4
eISBN 978-3-88778-926-8

Weitere Bücher des Spurbuchverlages finden Sie unter
www.spurbuch.de

Für Clelia
Für Jérôme
Für Jo

Inhaltsverzeichnis

1. Rauch über Spézet
2. Der grüne Tunnel
3. Singing in the rain
4. Ziemlich beste Freunde
5. Auf dem Mond
6. Streit
7. Zwei Reisende
8. Daten sind Gold
9. Enthüllungen
10. Reisen zu zweit
11. Blaue Stunde
12. Schräglagen
13. Aufbegehren
14. Rote Blumen, blaue Läden
15. In der Schlucht des Corong
16. Unter Freundinnen
17. Verhärtete Fronten
18. Neuland
19. Spannungen
20. Aufdem Weg nach Rostrenen
21. Die Nacht danach
22. Erhitzte Gemüter
23. Ein neues Gesicht
24. Haus der Erinnerung
25. Bekenntnisse
26. Alarmglocken
27. Täuschung
28. Coming-Out
29. Am Meer.
30. Schockstarre
31. Wut und Viren

32. Protesttanz
33. Feierstimmung
34. Fest Noz
35. Goldener Regen
36. Feuer
37. Verdacht
38. Kurzschluss
39. Abschied
40. Ende des Sommers
41. Rückkehr
42. Epilog

1. Rauch über Spézet

Die schwarze Wolke zog sich am tiefblauen Himmel hoch wie die Schwinge eines riesigen Raben. Yohann beschleunigte. Vom Rücksitz schob sich eine witternde schwarze Nase über seine Schulter. »Riechst du das Feuer, Babou?«, fragte er und schob die Hündin behutsam zurück. Die Rauchschwinge schien immer weiter anzuschwellen, sich auszudehnen; sie lag ziemlich genau vor ihm - und vor ihm lag Spézet! Was war es, das im Nachbardorf brannte?

Endlich passierte er das Ortsschild Spézets; ein beißender Geruch drang über das Gebläse in den Wagen. Die Rußwolke stand jetzt links von ihm am Himmel; er bog aufs Geratewohl von der Hauptstraße ab - und da sah er es: Ein Haus stand in Flammen!

Er hielt am Straßenrand, flüsterte seiner Hündin ein paar beruhigende Worte zu, stieg aus und ging auf eine Gruppe Schaulustiger zu. Als er näher kam, schnappte er Wortfetzen auf: »Die armen Meuniers!« »Schrecklich, in ihrem Alter!« »Was soll aus ihnen werden?« Dann entdeckte er, einige Schritte von dem Grüppchen entfernt, Roland Leroux. Er steuerte auf den Bürgermeister von Spézet zu und registrierte, wie ihm hier, nicht mehr weit von den Feuerwehrfahrzeugen, der heiße Rauch in Augen und Nase brannte und die Hitze der Flammen ihm sengend ins Gesicht schlug. Doch die Feuerwehr hatte den Brand anscheinend im Griff: Der Dachstuhl auf der rechten Seite des Bruchsteinhauses war verbrannt, aber gelöscht; nun richteten sich alle Schläuche auf die linke Hausseite, wo ein Rest des Schieferdaches noch stand und wo durch ein Fenster letzte Flammen hochzüngelten.

Er musste husten; erst das schreckte den Bürgermeister auf und ließ ihn den Neuankömmling bemerken. »Ah,

Yohann! Sind Sie gekommen, um zu helfen?«, fragte Leroux, mit leichter Ironie.

»Ich war unterwegs und habe den Rauch am Horizont gesehen«, gab Yohann schlicht zurück und sah beklommen auf den verwüsteten Garten, die Osterglocken im Qualm. Ein Teppich gelber Osterglocken, nun niedergestampft. »Was ist mit den Bewohnern?«

Der Bürgermeister hustete und wies nach links. »Da hinten. Das alte Ehepaar.«

Yohann sah hinüber zu dem schlohweiß behaarten, hageren Mann, der mit seinem gebeugten Rücken nicht größer war als das Weiblein in Küchenkittel an seiner Seite, dem er den Arm um die Schultern gelegt hatte. Der Alte wollte seine Frau stützen und hatte selbst Mühe, sich auf den eigenen Beinen zu halten. Ihr Anblick gab Yohann einen Stich. Da regten die alten Leute sich plötzlich. Der Mann suchte mit dem Blick den Bürgermeister, er sah zornig aus; die Frau legte ihrem Gatten eine Hand auf den Arm und schien ihn beschwichtigen zu wollen. Aber er ließ sich nicht aufhalten, sondern kam, auf seinen Stock gestützt, langsam, doch unaufhaltsam auf Leroux zu. Seine Frau folgte ihm mit unsicheren Schritten.

»Monsieur le Maire«, rief der alte Mann schon von weitem, »ich weiß, warum das Feuer ausgebrochen ist!«

Der Bürgermeister hob abwehrend die Hände. »Jaja, Kurzschluss in der Waschmaschine, habe ich bereits erfahren.«

Nun war Meunier angekommen, baute sich so aufrecht wie möglich vor dem Bürgermeister auf. »Ja und nein, Monsieur le Maire, ja und nein. Es war die Waschmaschine; aber die war fast neu. Seit zwei Monaten hatten wir sie, und sie funktionierte! Aber heute Morgen, da haben wir ein anderes Gerät neu gekriegt. Es war der Linky!«, und Meunier ballte die Hand zur Faust.

Yohann sah den alten Mann erschrocken an; der Bürgermeister aber winkte ab: »Ach was!«

»Der Linky wurde heute Morgen um neun Uhr installiert; und zwei Stunden später, Feuer!«, beharrte Meunier, und seine Frau, die sich dicht neben ihn gestellt hatte, nickte bekräftigend.

»Es war Ihre Waschmaschine, haben Sie gesagt. Entschuldigen Sie, ich muss Sie kurz verlassen.« Und der Bürgermeister wandte sich ab und ging ein paar Schritte fort, um ein Telefon aus der Tasche zu ziehen und es sich ans Ohr zu halten.

»Monsieur, das war kein Zufall!«, wandte der alte Mann sich beschwörend an Yohann.

Der nickte vorsichtig. »Verstehe ich Sie richtig: Heute ist Ihr mechanischer Stromzähler gegen einen digitalen ausgetauscht worden?«

»Genau! Und kaum zwei Stunden später - Feuer! Und der eine Installateur, der jüngere Mann, der hatte noch gesagt, unsere Stromleitungen seien zu alt. Das hat er seinem Kollegen leise gesagt, aber wir haben es gehört, nicht wahr, Louise?«

»Ja, das hat er gesagt«, stimmte die alte Frau matt zu. »Aber es funktionierte doch alles! Und sie haben uns trotzdem den guten alten Zähler weggenommen und den neuen montiert.«

Yohann fuhr sich über die Stirn. »Ist der neue Zähler, der Linky, verbrannt?«

Alle drei sahen sie zu dem verkohlten Haus. Das Feuer war gelöscht; die Rauchschwaden stanken, Ruß wirbelte um sie herum.

»Am Treppenaufgang hing er. Der ist bestimmt hin«, murmelte Meunier.

»Die Brandursache wird untersucht werden. Sie muss untersucht werden«, versicherte Yohann.

Doch der alte Mann sackte buchstäblich um einige Zentimeter mehr in sich zusammen. Seine zornige Anklage hatte ihm den letzten Rest Energie geraubt, und er brachte nur noch heiser hervor: »Wer wird da was untersuchen? Die, die den Linky montiert haben? Die werden kaum zugeben, dass das Ding an allem Schuld war.«

Konnte Meunier damit Recht haben? Yohann suchte nach tröstlichen Worten, die ihm nicht kommen wollten; da näherte sich eine jüngere Frau mit schwarzen Haaren und energischem Schritt. »Louise!«, rief sie aus, und in dem Moment, in dem sie die alte Dame in die Arme nahm, begann diese plötzlich zu weinen. Erst leise; dann schluchzte sie, immer lauter, immer ungehemmter.

Betroffen schaute Yohann sich nach dem Bürgermeister um. Es lag auf der Hand, dass die Meuniers unter Schock standen und Hilfe brauchten. Auch näherte Leroux sich nun der Gruppe und sprach den alten Leuten zu, zunächst mit ihrer Nachbarin, der Schwarzhaarigen, mitzugehen, um sich bei ihr hinzusetzen und auszuruhen.

Als die Meuniers gegangen waren, fragte Yohann mehr sich selbst: »Was wird mit ihnen geschehen? - Und wenn etwas dran wäre?«

Der Bürgermeister hatte ihn gehört und fuhr auf: »Der Linky als Brandursache? Unsinn!«

»Ich habe Berichte über ähnliche Fälle gelesen«, meinte Yohann nachdenklich.

»Oh nein! Kein Wort mehr! Wenn wir aus der Mairie plötzlich Panik machen, nur weil es mal eine Neuerung gibt...«

Yohann hob die Brauen. »Was lässt Sie so sicher sein, dass der neue Zähler nichts mit dem Kurzschluss in der Waschmaschine zu tun hatte?«

Leroux erwiderte von oben herab: »Ganz einfach. Unser Staat würde kaum wollen, dass im Zuge der nächsten Jahre jeder Haushalt mit einem potentiellen Brandherd

ausgestattet würde! Fragen Sie mal Ihren Chef, ob der nicht genauso wie ich denkt.«

Yohann biss sich auf die Lippen. Sein Chef, das war Pierric Le Bihan, der Bürgermeister von Saint-Hernin; und ja, natürlich würde er mit dem reden! Vorerst konnte er hier aber nichts weiter tun; so verabschiedete er sich von Leroux und ging.

Er fühlte sich aufgewühlt, schockiert, zutiefst beunruhigt. Und er dachte an den Brief; den Brief, den Simon ihm gestern gezeigt hatte. Simon war der erste von ihnen aus Saint-Hernin, der einen solchen Brief erhalten hatte: die Ankündigung eines neuen Stromzählers; eines - also wirklich brandgefährlichen Linkys?

Zurück am Auto, wurde Yohann von einer verunsicherten Babou begrüßt. Er kraulte sie hinter den Ohren, und sie beschnüffelte aufgeregt seinen Arm. Er musste durch und durch nach Lagerfeuer stinken - ein Geruch, den er loswerden wollte, möglichst schnell! Er musste sich umziehen und dann raus, in die Natur, einen langen Spaziergang mit Babou machen. Und darüber nachdenken, was nun zu tun war.

Als er Spézet verließ, prasselten erste Regentropfen aus finsternen Wolken. Zu spät, um beim Löschen zu helfen.

2. Der grüne Tunnel

Es war, als würde die Welt um sie herum grün werden und langsam. Genauer war es der Zug, der langsam war, diese Bummelbahn nach dem TGV; und genauer war es die Natur, die frisch ergrünte, eine Natur, die üppig war, dicht, geradezu aufdringlich. Der Zug fuhr durch einen grünen Tunnel; die Zweige des zart belaubten Buschwerks berührten fast die Panoramafenster des Waggons. Dann öffnete sich der Hohlweg, und der Wechsel von Schatten zu Licht - eine Lichtfülle, die ihr aus Paris her fremd war - ließ sie die Augen geblendet zusammenkneifen. Doch als sie sich an die strahlende Sonne gewöhnt hatte, sah sie erst recht auf Grün, Grün in verschiedenen Schattierungen: Da waren saftig-grasgrüne Wiesen, umwallt mit Bäumen, die erstes zartgrünes Laub zeigten und umrankt waren von dunkelgrünem Efeu; hier und da flimmerte ein Tupfen leuchtendes Gelb auf, das waren Stechginsterbüsche. Nur selten mal sah sie, in einer Talmulde oder auf einer Anhöhe, ein bräunlich-graues Feldsteinhaus, dessen schwarzes Schieferdach unter der Sonne nass glänzte; die Gegend schien unglaublich ruhig und friedlich - und weitgehend menschenleer.

Dieser letzte Gedanke wäre für Lina noch vor wenigen Wochen beunruhigend gewesen, für sie, die geborene Großstädterin. Doch nun ... Sie fühlte sich leer. Zum ersten Mal seit langem fühlte sie sich nicht verzweifelt, wütend, in sich zerrissen, schuldbewusst und voller Scham, nicht einmal zweifelnd - sie fühlte sich einfach nur leer. Und das war, verglichen mit dem, was vorher gewesen war, eine relative Wohltat.

So saß sie da, die Arme verschränkt, den Rucksack zwischen den Beinen, den Kopf seitlich an die

Fensterscheibe gelehnt, so dass sie in den Hohlwegen den Eindruck hatte, die grünen Zweige würden ihr gleich die Schläfe streicheln. Kein Zweifeln mehr - nicht im Augenblick. Sie atmete ruhig, wartete ab, schreckte nur manchmal zusammen, wenn der Zug plötzlich trompetete wie ein fröhlicher Elefant. Sie saß da und sah ruhig und leer der Zukunft entgegen, bis der Zug verlangsamend an mit Graffiti besprühten Mauern entlang strich; dann hielt er vor einem bescheidenen Bahnhofsgebäude: Carhaix-Plouguer.

Und es war vorbei mit Linas Ruhe. Jetzt musste sie wieder handeln. Musste aufstehen. Den Zug verlassen. Pierre wiedersehen, den sie seit über acht Jahren nicht mehr gesehen hatte. Würde er sie überhaupt noch erkennen? Sie atmetet tief durch und griff nach ihrem Gepäck.



Jean-Yves wartete nervös vor dem Bahnhof. Wie sollte er die Fremde erkennen? Pierric war gut! Jung und schön, das war keine Beschreibung, das war nur einer von seinen Sprüchen! So, jetzt hatte er sie auch noch verpasst, da kam niemand mehr aus dem Bahnhofsgebäude. Nur der Junge. Oder wartete Pierrics Freundin etwa am Bahnsteig? Jean-Yves ging nachsehen, aber vergeblich.

Als er wieder den Bahnhofsvorplatz betrat, stand nur noch der Junge da, der mit der weiten Hose, der Kapuzenjacke und der komischen Schlumpfmütze. Der sah irgendwie verloren aus. »Hallo, hat dich jemand versetzt?«, sprach Jean-Yves ihn an.

Der Junge wandte sich abrupt zu ihm und antwortete erst nach einem längeren Zögern: »Sieht so aus, ja.«

Jean-Yves stutzte; das war keine männliche Stimme gewesen. Er fuhr sich durch das spärliche Haar. Das konnte

nicht sein, oder? Dennoch fragte er: »Verzeihung, aber - kennst du Pierric?«

Sein Gegenüber machte einen kleinen Schritt zurück und meinte unsicher: »Ich warte auf einen Pierre. Le Bihan. Kennen Sie den?«

Jung und schön! Da hatte Pierric ihm einen ganz schönen Bären aufgebunden! Dieses blasse, dünne, knabenhafte Wesen hier - aber etwas hatte das junge Ding an sich, das einem zu Herzen ging, mit seinen großen, dunklen, müden Augen. Er räusperte sich und sagte: »Wenn du Lina bist - ich bin Jean-Yves! Pierric hat mich geschickt, ich bringe dich nach Saint-Hernin«, stolz wies er auf sein Fahrzeug. Die Antwort war ein entgeisterter Blick. Naja, sie war Pariserin, hatte Pierric gesagt. Aber entweder das oder gar nichts. Jean-Yves ging zum Mini-Quad und reichte der Pariserin den Beifahrerhelm. Sie sollte sich nicht so anstellen; schließlich sah sie gar nicht nach einer richtigen Pariserin aus.

»Ich glaube - ich fürchte, es wird auf dem Sitz zu eng für Sie und mich mit dem Rucksack«, wehrte Lina rundweg ab und nahm den Helm nicht entgegen.

»Dafür ist ja der Anhänger da«, versicherte Jean-Yves und schob den Rucksack - wenig Gepäck für eine Pariserin, zugegeben - in die rollende Metallbox, die er selbst konstruiert hatte. Er schloss die Gittertür und erklärte: »Die Box ist super, ist viel Platz drin; normal fährt nämlich Dudu mit, mein Hund.«

»Warum ist Pierre nicht selber gekommen?«, fragte Lina nach einem langen Atemzug.

»Das hat er gewollt, aber man kann nicht immer, wie man möchte, was? Lehrer am Lycée und Bürgermeister - und heute macht er eine Fortbildung. Da hat er uns gefragt, Julien und mich. Julien ist mein Großneffe«, Jean-Yves lächelte stolz. »Der hätte dich mit dem Auto vom Bahnhof abgeholt; aber das ging dann doch nicht, weil er

arbeiten musste. Erst vor kurzem hat er einen Job gefunden, zum Glück!«

Die Pariserin sah ihn stumm und merkwürdig an.

»Das ist hier nicht so einfach für junge Leute, weißt du? Hier ist nicht die Großstadt«, erklärte Jean-Yves ernst.

Sein Gegenüber hob ironisch die Augenbrauen und sah nochmals ängstlich zum Mini-Quad.

Jean-Yves verstand, dass er die Pariserin beruhigen musste. Er erklärte: »Pierric hat mich geschickt, weil er wusste, bei mir bist du in sicheren Händen.« Erneut streckte er ihr den Beifahrerhelm entgegen und versuchte es mit einem Scherz: »Die Mütze würde ich aber abziehen, sonst geht der Helm nicht drüber. Oder er geht drüber, aber nachher nicht mehr vom Kopf.«

Was sollte sie machen? Irgendwie musste sie in ihr Quartier. Mutlos und resigniert zog sie den Beanie ab.

Jean-Yves erschrak. »Bist du krank? Das wusste ich nicht«, entfuhr es ihm.

Mit einem schwer zu deutenden Lächeln streifte sich die junge Frau den Helm über die nur Millimeter langen dunklen Stoppeln.

3. Singing in the rain

Sie saß etwas bequemer, als sie es befürchtet hatte. Auch wenn es ihr höchst unangenehm war, sich an diesem seltsamen alten Mann festzuhalten, der sie so unpassend und hartnäckig duzte. Und der sie ohne Mütze gesehen hatte. Warum hatte Pierre gerade so einen geschickt? Und wohin fuhren sie überhaupt? Pierre hatte behauptet, das Haus läge nur wenige Kilometer entfernt von der Achttausend-Seelen-Stadt Carhaix-Plouguer; aber aus dem Nest waren sie gefühlt ewig heraus! Nun tuckerten sie eine Steigung hinauf, auf einer engen Landstraße zwischen Wällen, die nach oben hin von den Ästen hoher Bäume umschlossen wurden. Jetzt öffnete sich die Aussicht auf rundliche Hügel, gelb blühenden Stechginster und frischgrüne Felder; aber keine Häuser zu sehen. Was war das? Sie waren schon wieder daran vorbei, ein alter Kalvarienstein? Nun doch ein einsames Haus am Rande der Landstraße - aber hier, in dieser Einöde, hielt der alte Mann nicht, zum Glück! Sie hatte wirklich keine Ahnung, was sie erwartete, und kämpfte gegen ein Gefühl der Hilflosigkeit und Beklemmung.

So schlängelte sich das Mini-Quad immer weiter hoch, auf die Hügel der Montagnes Noires, der Schwarzen Berge, bis sie endlich an einem Ortsschild mit zwei Aufschriften vorbeiknatterten. Saint-Hernin - Sant-Hern; das Zweite war wohl der Ortsname auf Bretonisch, begriff Lina - und es kam ihr komplett unwirklich vor, so weit weg von der Zivilisation zu sein. Aber sie hatte es so gewollt. Genau das hatte sie so gewollt.

Langsam kurvten sie eine Häuserzeile entlang; ein winziges Nest, das war wohl schon das Zentrum, rechts die Bar neben dem Laden mit der Osterdekoration im

Schaufenster, links die Kirche, natürlich aus Bruchstein und mit Schieferdach und ziemlich groß für so ein Minidörfchen - aber nun fuhr Jean-Yves daran vorbei und - wieder dorfauswärts? Das konnte nicht sein, nicht noch weiter in die Provinz? Doch da schwenkte das Quad schwungvoll über die Gegenfahrbahn, hielt auf dem breiten Gehweg und der Motor verstummte.

Lina stieg vorsichtig ab, zog den Helm vom Kopf, griff automatisch in die Hosentasche und streifte die Mütze über. Sie zeigte auf die Reihe der drei kleinen Bruchsteinhäuser und fragte unsicher: »Hier?«

»Das linke.«

Aha. Pierre hatte zwar gesagt, es sei klein, aber doch nicht bloß für einen Hobbit?

»Klein, aber fein, nicht wahr?«, strahlte Jean-Yves. »Und hier«, er griff in die Jackentasche - dann in die andere; in die Hosentaschen, eine nach der anderen, immer hastiger. »Wo ist er, der verflixte Schlüssel?«, fragte er Lina, als ob sie das wissen könnte!

»Es sieht aus, als würde es gleich regnen«, bemerkte sie scharf und wies nach oben. Wie aus dem nichts hatten sich dicke Wolken vor die Sonne geschoben. Typisch Bretagne! Wobei eine Wolke am Horizont merkwürdig war; sie hing so tief und sah geradezu schwarz aus.

»Wo habe ich den Schlüssel nur hingetan«, murmelte Jean-Yves unterdessen, »oder hat Pierric vergessen, ihn mir zu geben?«

»Und jetzt?«, Lina fuhr auf, »ich habe den ersten Tropfen abgekriegt. Ich bin müde, wirklich kaputt - nicht nur von der Reise. « Sie biss sich auf die Lippen.

Jean-Yves sah bestürzt, dass die Pariserin plötzlich mit den Tränen kämpfte.

»Warum rufen Sie ihn nicht an? Ich würde Pierre ja selber anrufen, aber ich - ich habe kein Handy«, erklärte

die junge Frau nun beschämt und rang sichtlich um Fassung.

»Ein Handy? Habe ich nicht. Aber ich fahre sofort los. Ich habe den Schlüssel wahrscheinlich zuhause liegen gelassen; und wenn er da nicht ist, rufe ich Pierric an - Festnetz hab ich! Und - wir kriegen das schon hin!« Jean-Yves stieg schnell auf das Mini-Quad, brauste los und ließ Lina buchstäblich im Regen stehen.

Sprachlos sah sie ihm nach. Dann wischte sie sich einen Regentropfen aus dem Gesicht und sah mutlos auf das Häuschen, das sie nicht einlassen wollte. Niedlich, irgendwie, und rustikal; es schien gar keinen ordentlichen Neunzig-Grad-Winkel zu haben! Trotz seiner Miniaturgröße wirkte es andererseits wie der Turm eines Ritterschlösschens, mit seinen dicken bruchsteinernen Mauern; und das gefiel ihr. Sie sah auf die zwei Fenster, eines neben der Haustür und eines im ersten Stock, zur Hälfte mit bretonischen Spitzengardinen verhängt. Türen gab es, bemerkte sie jetzt, auch zwei; nebst der Haustür im Erdgeschoss führte an der Seite des Häuschens eine schmale Holzstiege hoch, anscheinend zu einer zweiten Eingangstür direkt zur Etage. Wie das Gebäude im Ganzen, so waren allerdings auch die Fensterchen und Türchen ihrer Kleinheit nach für Menschen der Größe von Hobbits gemacht, dachte sie kopfschüttelnd und musste doch lächeln.

Sie sog tief die Luft ein, in der, vielleicht getragen durch die Feuchtigkeit, ein süßlich-herber Duft lag. Das waren nicht die Forsythien, die hellgelb und fast schon verblüht aus dem Vorgärtchen hervorleuchteten; nein, der an Kokos erinnernde Duft kam von dem kräftigen gelben Stechginster. Sie trat näher an den Busch heran und schloss kurz die Augen. Roch gut. Als sie den Miniaturgarten abschrift, entdeckte sie im Gras grüne Primeln, Gänseblümchen, Vergissmeinnicht, gelbe und

blaue Wildblumen, die sie nicht kannte, und dann, zu ihrem Erstaunen, an dem Rosenstrauch neben der Gartenbank eine erste, wunderbar erblühte Rose.

Okay, der Garten war hübsch, fast bezaubernd, aber Regen und Wind verstärkten sich und ihr wurde kalt. Wie lange konnte es dauern, bis dieser Jean-Yves mit dem Schlüssel zurück war? - Bestimmt ewig! Nein, hier warten wollte sie nicht. Sie musste sich bewegen. Sie stellte ihren Rucksack vor der verschlossenen Haustür ab (in dieser menschenleeren Provinz würde wohl kaum jemand ihn stehlen?) und ging los. Zurück Richtung »Zentrum«, wenn man den Kirchplatz so nennen wollte.

Hier hatte sie sich schnell umgesehen. Dem großen Kirchportal gegenüber sah sie sogleich Pierres Arbeitsplatz, ein langgezogenes Bruchsteinhaus mit dem Schild »Mairie« über dem Eingang. Aber da Pierre nicht da war, nützte ihr das nichts; so schlenderte sie unschlüssig an der Kapelle, dem Kalvarienstein, dem Beinhaus, den drei Keltengräbern und dem alten Waschbrunnen vorbei, die allesamt bestimmt wahnsinnig bretonisch und sehenswert waren; nur war sie zum Sightseeing nicht in Stimmung! Es regnete immer stärker, von Jean-Yves oder seinem Mini-Quad keine Spur, und so folgte sie schließlich, um sich durch die Bewegung aufzuwärmen, dem Wegweiser zu einem Wanderpfad, den sie am Ende der Kirchgasse entdeckte.

Und nach wenigen Metern war sie in der Wildnis! Sie schritt über weichen Erdboden, durch einen Hohlweg; rechts von ihr gluckste ein Bachlauf hinter noch braunem Farn und hellgrünen Büschen den Abhang hinab, links erhoben sich mächtige Eichen. Seltsam war, dass der Regen die Vögel nicht störte - sie jubilierten fröhlich und gaben ein Konzert, wie Lina lange keines gehört hatte; wobei manche der Vogelstimmen ihr ganz fremd erschienen und sie sich fragte, was das wohl für Vögel

waren? Wo war sie hier hingeraten? Es kam ihr alles mal märchen-, mal alptraumhaft vor; allein die Einsamkeit war ihr bald unheimlich, bald unglaublich beruhigend, und sie bremste ihren eiligen Schritt: Hier würde, hier konnte sie niemand mehr verfolgen!

Und dann schreckte sie plötzlich zusammen. Sie war doch nicht allein. Da war eine Stimme. Eine Männerstimme. Der Mann sang ... und zwar ... ja, sie kannte dieses alte Lied. Sie blieb stehen. Eben hatte ihr enger Pfad sie auf einen breiteren, besser befestigten Weg geführt. Durch die tropfnassen Zweige hoher Bäume erblickte sie ein steiles Gefälle und unten im Tal einen kleinen Fluss. Das Singen wurde lauter, kam von hinter der nächsten Kurve; Rückzug oder Stehenbleiben und Mr. Singing in the rain begegnen? Da schoss etwas auf sie zu und an ihr hoch, ein Hund! Erschrocken schrie Lina auf und fing gleichzeitig die nassen Pfoten auf. Sie starrte dem Tier, das allerdings weder riesig, noch besonders schwer war, in die neugierigen Kulleraugen zwischen den Hängeohren. »Babou, hier!«, rief der Regensänger, und da stand er: Eng anliegende Gummistiefel bis zu den Knien, ein wasserabweisender Trenchcoat, eine Art irische Zwanziger-Jahre - Mütze unter großem Regenschirm.

Yohann kniff die Augen zusammen. Durch den Regen, der jetzt wie in Bindfäden vom Himmel fiel, konnte er nicht sofort erkennen, wen er da vor sich hatte. So oder so, die Person hatte sich erschreckt, und er beeilte sich zu versichern: »Verzeihen Sie, Babou ist aufdringlich in ihrem Überschwang, aber nicht böse. Ich hoffe, sie hat Sie nicht verdreckt?«

Welchem Jahrhundert war der denn entsprungen, fragte sich Lina? »Mir ist nichts passiert, danke«, murmelte sie undeutlich unter ihrer Kapuze hervor.

Der Stimme nach eine Frau, begriff Yohann, und er fragte höflich: »Haben Sie sich verlaufen?« Er hatte nicht

erwartet, bei dem schlagartig schlecht gewordenen Wetter jemandem zu begegnen, und wäre gerade jetzt, gerade heute gerne mit seinen Gedanken alleine gewesen; aber die Gestalt vor ihm sah so durchnässt und unglücklich aus ...

»Alles gut, ich weiß genau, wo ich bin«, log Lina und machte Anstalten, ihren Pfad schnell zurückzugehen.

Er hätte sie ihrem Schicksal überlassen können. Aber irgendwie konnte er es nicht. Er rief ihr hinterher: »Entschuldigen Sie, ich will nicht aufdringlich sein wie mein Hund, aber - wenn Sie zurück zum Dorf wollen, ist dieser Weg hier bequemer. Der Pfad da wird schnell zum Morast.«

Sie blieb stehen, wandte sich langsam um. »Warum meinen Sie eigentlich, dass ich Hilfe brauche?«, fragte sie irritiert zurück.

»Sie tragen keine Gummistiefel.«

In diesem Moment war lautes Donnern zu hören.

Sie schloss kurz die Augen. »Na gut.«

Ihre Anspannung wuchs aber, als der Fremde sie ungefragt zu begleiten begann. »Wollten Sie nicht in die andere Richtung?«, protestierte sie ruppig, aber so leise, dass er es gerade so hören konnte.

Gleichmütig gab er zurück: »Angesichts der Wetterlage ziehe ich es doch vor, zurückzugehen. Mein Schirm ist übrigens groß«, und er hielt das gute Stück einladend ein wenig höher.

Sie wäre gerne auf Abstand geblieben. Aber die Nässe wollte durch jede Naht ihrer Kleidung kriechen. Sie würde sich eine Grippe holen, und wer wusste schon, wie die medizinische Versorgung in der Provinz war. Sie näherte sich dem Schirm und spähte verstohlen zu dessen Träger. Er war nicht viel größer als sie, schmal und mit einem länglichen, feinen Gesicht, das zu seiner sanften Stimme passte; er hatte nichts Furchterregendes an sich. Sie machte noch einen Schritt zur Seite, unter den

Regenschutz. Und da sie den Fremden, durch die Kapuze bedingt, nicht mehr misstrauisch aus den Augenwinkeln beobachten konnte, zog sie die lieber ab - vorsichtig, damit die Mütze nicht verrutschte. »Was haben Sie da vorhin gesungen?«, fragte sie, nur um das verlegene Schweigen zu brechen. Irrte sie sich oder sah er scheel auf ihren Beanie?

»Ach das«, winkte er schnell ab und wurde etwas rot, »das passiert mir manchmal so, beim Nachdenken zu singen.«

»Das alte Partisanenlied der Résistance? Das hört sich nach rebellischen Gedanken an«, bemerkte sie nun doch und unterdrückte ein Grinsen.

Yohann räusperte sich und schwieg. Als sie ihn aber weiterhin groß und fragend aus dunklen Augen ansah (ausdrucksstarke Augen hatte sie), zuckte er zuletzt mit den Achseln und sagte wahrheitsgemäß: »Das Lied passte zu meiner Stimmung. Ich war etwas aufgebracht, weil - vielleicht habe ich heute etwas erlebt, was das Ergebnis einer großen Ungerechtigkeit war; oder mehr, einer großen Sauerei. Vielleicht war es aber auch nur ein schrecklicher Unfall. - Aber hören Sie bitte nicht auf mich, Sie merken schon, ich bin zu verwirrt und aufgewühlt, um mich besser zu erklären.« Er schüttelte den Kopf und seufzte. Was stammelte er hier vor dieser Fremden herum, die garantiert eigene Schwierigkeiten hatte?

Lina runzelte die Stirn. Sie hätte ihren rätselhaften Begleiter gerne gefragt, was er gemeint und was er erlebt hatte, doch das war ihr zu persönlich. Also fragte sie nur: »Wo sind wir hier eigentlich, was ist das für ein Fluss?«

Erleichtert darüber, dass sie nicht nachhakte, hielt er ihr einen kleinen Vortrag über den Nantes-Brest-Kanal. Idee Napoleons - natürliche Flussläufe - von Häftlingen ausgegrabene Verbindungen - Transport des bretonischen Schiefers - Konkurrenz durch innerbretonische Eisenbahn -

diese stillgelegt in den sechziger Jahren - an Lina rauschten seine Erläuterungen halbwegs vorbei. Sie fragte sich ständig: Was soll ich tun, wenn Jean-Yves gleich mit dem Schlüssel noch nicht zurück ist?

»Aber Sie interessieren sich nicht für Geschichte?«, fragte er sie unversehens.

»Oh - doch, doch. Was ist ein Treidelweg?«, fragte sie, aufs Geratewohl eines der von ihm zuletzt benutzten Wörter aufgreifend.

»Der Weg, auf dem die Pferde früher die Lastkähne zogen - der Weg auf der anderen Kanalseite! Wir gehen eben über die einstige Eisenbahntrasse. - Geht es Ihnen gut?«

Da erklärte sie ihm in ihrer Ratlosigkeit und Verzweiflung ihr Problem; natürlich nur ihr akutes, das Schlüsselproblem, und das auch lediglich in den größten Zügen.

Eine Freundin von Pierric war sie also? Verstohlen warf Yohann ihr einen Seitenblick zu. Warum war Pierric immer zufällig gerade nicht da, wenn man ihn brauchte? Er seufzte und hob an: »Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt: Yohann Kervigné.«

Yohann; ein Name aus einer anderen Zeit, das passte, fand sie. »Lina Vincenti«, stellte sie sich ihrerseits vor.

»Sie sind Italienerin?«, fragte er interessiert.

»Meine Mutter«, gab sie knapp zurück. »Ich bin Französin.«

Er nickte. »Da vorne steht mein Auto. Ich fahre Sie nach Saint- Hernin und dann sehen wir weiter, ja?«

Sie zuckte ergeben mit den Achseln.

Sein Auto war ein hellblauer Renault vier, wie sie ewig keinen mehr gesehen hatte. Yohann hielt ihr die Beifahrertür auf, blieb selbst aber noch minutenlang ohne Schirm im Regen stehen, während er die auf der Rückbank sitzende Babou mit einem großen Tuch abrieb. Im

Rückspiegel sah Lina, wie das Tier ihm brav eine Pfote nach der anderen reichte und sich dann wie ein Mensch direkt auf den Po setzte, den Rücken an die Rückenlehne gelegt, um ihrem Herrn Brust und Bauch zu präsentieren. Während er rubbelte, gab sie ihm Nasenküsse. Eine hübsche Szene, und auch beruhigend. In Paris wäre sie niemals mit dem erstbesten Fremden in die Karre gestiegen; aber etwas sagte ihr, dass das hier kein perverser Verbrecher war.

Das Einzige, was sie dann doch unangenehm fand, war der Geruch nach nassem Hund. Nur schwerlich überdeckte er noch etwas anderes: Irgendwie roch das Autoinnere - angeräuchert? Aber zum Glück war die Fahrt ins Dorf überraschend kurz. Der Renault vier kurvte schwungvoll ein enges Landsträßchen hoch, dann kam schon nach wenigen Minuten ein Ortsschild, Saint-Hernin, und die Landstraße mündete in eine Kreuzung. Yohann wollte eben fragen, wo sie nun hinmüssten, als Lina überrascht ausrief: »Ich glaube, das ist es schon. Genau vor uns. «

»Welches, das Linke der drei? Dann ist Jeanne Ihre Vermieterin?«, begriff Yohann.

»Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Pierre hat sich um alles gekümmert. Ich weiß nur, wie viel, oder besser, wie wenig Miete ich zahlen soll, wochenweise. « Sie verstummte. Das war schon mehr als sie hatte preisgeben wollen. Sie wollte doch nichts über sich erzählen.

Während er parkte, erklärte Yohann munter, dass die Dorfbewohner die drei Reihenhäuschen immer nur »die drei« nannten, seitdem sie 1898 von drei Geschwistern erbaut worden waren. Jeanne sei die letzte Nachfahrin dieser Geschwister, eine sehr kleine, sehr alte Dame, die zu ihren Enkeln in den Süden gezogen sei. Das mittlere Haus gehöre inzwischen Engländern, die seit Jahren nicht mehr kämen, und das rechte einer sehr sympathischen Autorin

mit Hund, die drei- bis viermal im Jahr in Saint-Hernin sei, derzeit aber nicht.

Lina deutete ein Nicken an. Das klang eher gut, fand sie. Das klang nach Ruhe. Wenn sie nur erst den Stress mit dem Reinkommen hinter sich hatte.

Sie gingen zur Haustür; da lag ihr durchnässter Rucksack - aber die Tür war nach wie vor verschlossen.

Yohann meinte, in den Augen seiner Begleiterin einen Anflug von Panik zu lesen. Ruhig fragte er: »Und oben? Haben Sie bei der oberen Tür nachgeschaut?«

Lina schüttelte den Kopf. Warum sollte die obere Tür offen sein? Aber Yohann forderte sie mit einer Geste auf voranzugehen, und so stiegen sie hintereinander die enge Holzterappe zur Tür im ersten Stock hoch. Lina drückte die Klinke - abgeschlossen, natürlich. Doch Yohann rief aus: »Hat sie sich nicht bewegt? Vielleicht klemmt sie nur bei Feuchtigkeit.« Er drängte sich an Lina vorbei, drückte seinerseits die Klinke und stemmte sich mit der Schulter gegen die Tür, die ruckartig nachgab.»Voilà«, sagte er und machte eine einladende Geste.

Verblüfft trat Lina über die Schwelle.

Ein ganz kleines Zimmerchen mit übergroßem Kamin - der war allerdings mit breiten Bohlen verschlossen. Ein schön geschnitztes Bett, ein passender Nachttisch und ein Kleiderschrank mit Spiegeltüren; ein altes Schreibpult mit Stuhl. Das war sie, die Einrichtung. »Und wie soll man hier heizen?«, fragte Lina. Sie fand es hier drinnen fast kälter als draußen.

»Unten ist noch ein Kamin; vermutlich mit eingebautem Holzofen. Die heizen sehr gut, die Wärme steigt bis hier oben. Wollen wir nachsehen?« Yohann wies auf die Treppe zum Erdgeschoss.

Vorsichtig tastete Lina sich nach unten. Wie er gesagt hatte - im Erdgeschoss nahm der Kamin fast eine ganze Wandbreite ein; ein schwarzer Holzofen stand darin. Vor

dem Kamin standen eine kurze Couch und ein kleiner Sessel; ansonsten blieb in dem Zimmerchen gerade mal Platz für eine Küchenzeile an der Rückwand, der Haustür gegenüber, und für ein Esstischchen mit zwei Stühlen.

»Für Hobbits. Sagte ichs doch«, murmelte Lina für sich.

»Wie bitte?«, fragte Yohann.

»Ach, nichts. Ich habe noch nie mit Holz geheizt. Und viel Brennholz sehe ich hier auch nicht.«

»Hinter dem Haus ist ein Schuppen, da könnte noch mehr Holz zu finden sein. Soll ich Ihnen ein Feuer machen?«

Überrascht hob Lina die Brauen. »Das kriege ich schon hin«, wehrte sie dann ab; in ihren eigenen Ohren klang es zu schroff. »Und was ist in dem geheimnisvollen Kasten da, in der Ecke neben der Haustür«, setzte sie daher in gespielt heiterem Tonfall nach.

»Vermutlich der Stromzähler«, antwortete er, ohne nachzudenken - und sah plötzlich wieder das brennende Haus der Meuniers vor sich, roch den beißenden Qualm. Es fröstelte ihn; er nahm sich zusammen und ging zu dem Kasten. Der war nur mit einem Häkchen verschlossen, er öffnete es, zog die Tür auf - und da war er, der alte Zähler.

Es war so dämmrig, so merkwürdig intim in diesem winzigen Zimmer, dass Lina eine gewisse Verlegenheit verspürte und das Bedürfnis, sie mit einer belanglosen Bemerkung zu überspielen; so sagte sie: »Bei uns in Paris ist letzte Woche der Stromzähler ausgetauscht worden, gegen einen digitalen.« Prompt biss sie sich auf die Lippen. Warum sprach sie von Paris?! - Falsches Thema!

»Ach ja?«, fragte Yohann sofort, und es lag ihm auf der Zunge, nun doch von dem Vorfall in Spézet zu erzählen; aber dann riss er sich zusammen. Sicherlich wollte die Durchnässte sich aufwärmen, ausruhen und allein sein, statt mit seinen persönlichen Sorgen belästigt zu werden!